

Es ist elf Uhr morgens, da hat Alexander Kovtun den Bahnsteig 9 bereits knapp ein Dutzend Mal abgelaufen. Der hintere Teil des Zuges steht in der Sonne, der vordere wird vom Dach des Hauptbahnhofes in Frankfurt an der Oder geschützt. Es ist einer dieser Frühlingstage, an denen man nicht weiß, ob man die Jacke an- oder ausziehen soll.

Kovtun trägt Wildlederstiefel und Mantel, dazu eine orange Warnweste und eine karierte Kippa. Der 31-Jährige stammt aus der Ukraine. »Ich wurde in der gleichen Stadt geboren wie Präsident Selenskyj«, sagt er. »in Krywyj Rih, russisch Kriwoi Rog, in der südlichen Ukraine.« Doch seit zwei Jahren lebt Kovtun in Potsdam, studiert am Abraham-Geiger-Kolleg.

Am Bahnsteig ist der angehende Rabbiner an diesem Vormittag die vielleicht wichtigste Person. Denn hier kommen jeden Tag vier bis fünf Züge aus Polen an, in denen Geflüchtete aus der Ukraine sitzen. Und weil Frankfurt der erste Halt auf deutscher Seite ist, steht hier auch der erste Sonderzug bereit. Er fährt mittags ohne Zwischenhalt bis Hannover Messe. Und Kovtun fährt mit, als eine Art Lotse.

Er ist mit seinem Studium fast fertig, er hat auch ein Jahr in Israel verbracht und vorher vier Jahre in Moskau studiert. Er spricht Russisch und Ukrainisch, dazu Englisch und Deutsch. Die Hilfsbereitschaft sei zwar groß in Deutschland, lobt Kovtun. Die Sprache mache es oft aber schwierig. »Wie beim Turmbau zu Babel«, sagt er, lacht und fügt ernst hinzu: »Jetzt sprechen wir eben die Sprache der Herzen.«

Wenn ein neuer Zug aus Polen einfährt, nehmen Bundespolizisten die Koffer an und kontrollieren die Dokumente. Viele Geflüchtete zögern, sie haben von Hannover noch nie gehört. »Die meisten wollen nach Berlin, das kennen sie«, sagt Kovtun, »aber da ist alles voll.« Deshalb steht er hier: einer aus der Heimat, der Heimatlosen etwas Sicherheit gibt.

Kovtuns Arbeit beginnt schon in den ankommenden Zügen auf dem Gleis gegenüber. Er steigt ein und geht von Abteil zu Abteil. Erklärt den Passagieren, dass in Hannover Hilfe bereitsteht. Auf einem kleinen Zettel zeigt er ihnen, wo andere Städte liegen, welche Sonderzüge fahren. Die Menschen hören auf ihn, schnappen ihr Gepäck und steigen aus.

Der künftige Rabbiner ist durch seine Kippa gut zu erkennen, doch ob die Ankommenden Juden sind, weiß er meist nicht. Jetzt hätte er eine gute Nachricht für sie: Ab sofort ist es leichter, in Deutschland zu bleiben. Denn der Zentralrat der Juden hat soeben mit dem Bundesinnenministerium und dem Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF) vereinbart: Jüdische Vertriebene aus der Ukraine dürfen ihre Anträge auf Zuwanderung bei jüdischen Gemeinden in Deutschland stellen – die Gemeinden leiten die Anträge weiter.

Vierzig Prozent der Gemeindeglieder hier sind Ukrainer, vierzig Prozent Russen

Doch eine Religion ist nicht bei allen Geflüchteten im Pass vermerkt, oft bloß in der Geburtsurkunde. Ihn ansprechen würden Juden oft auch nicht. »Viele fürchten immer noch, dass Deutschland kein sicherer Ort für sie ist«, sagt er so leicht, als sei ihm das Gewicht dieser Worte gar nicht bewusst. Dann geht er in die Hocke und albert kurz mit zwei Kindern herum, damit sie in den Zug einsteigen.

Oft leistet Kovtun Seelsorge und betet, nicht nur mit gläubigen Juden. Ein Gebet für den Frieden, ein Gebet für die Daheimgebliebenen, ein Gebet für die Toten – das verstehe jeder. Schwerer sei, in die wissenden Augen der Kinder zu schauen. Am schwierigsten aber findet er die Frage nach der Zukunft. »Ich bin ja kein Prophet. Aber jetzt kann ich mich als Rabbiner bewähren«, sagt Kovtun. An diesem Vormittag sind vor allem seine Sprachkenntnisse gefragt. Übergangslos wechselt er zwischen Russisch und Ukrainisch.

Kovtun ist ein Kind der postsowjetischen Neunzigerjahre, als es, wie er sagt, nicht darauf ankam, aus welcher ehemaligen Sowjetrepublik einer stammte. Wichtig sei ihm, sich Putins Bruderkrieg, seiner Logik, zu widersetzen. »Was die Flüchtlinge jetzt am dringendsten brauchen, ist ein sicherer Ort zum Ausruhen.«

Dabei hilft vor allem Irith Michelsohn, Generalsekretärin der Union Progressiver Juden in Deutschland, die in Bielefeld lebt und seit vielen Jahren dem BAMF zuarbeitet. Ehrenamtlich organisiert sie derzeit von sechs Uhr morgens bis Mitternacht Unterkünfte – und nun hilft sie, die neue Regelung für Geflüchtete jüdischer Herkunft umzusetzen. Diese können nun rasch als Zuwanderer anerkannt werden statt nur als Kriegsflüchtlinge. Das bedeutet: arbeiten dürfen, sich unbefristet niederlassen, Anrecht auf Sozialleistungen.

»Viele wissen aus ihrer Familiengeschichte, was es heißt, nicht rechtzeitig zu fliehen«, sagt Michelsohn, geboren 1953 in Israel als Tochter eines Deutschen und einer Lettin. Sie erklärt: Die jüdischen Ukrainer jetzt kommen in deutsche Gemeinden, die im Mauerfall-Jahr 1989 insgesamt nur noch 20.000 Mitglieder hatten. Durch die Welle der Nachwende-Zuwanderer in den 1990er-Jahren wuchsen sie auf 140.000, doch mittlerweile sind sie wieder geschrumpft auf 94.000. Michelsohn schätzt, dass heute vierzig Prozent aller Gemeindeglieder Ukrainer und vierzig Prozent Russen seien, zehn Prozent kämen aus ehemaligen Sowjetrepubliken wie Dagestan, Aserbaidschan, Kirgisistan, Usbekistan, weitere zehn Prozent aus Ländern des Westens. Sie sagt: »Wir kümmern uns um alle.«

Alle, das sind jetzt Frauen wie Iryna Volovaja, 43, mit ihren beiden Töchtern, 17 und 18 Jahre alt. Die Psychotherapeutin aus Lwiw floh nach Kriegsausbruch über Ungarn nach Deutschland,



Der angehende Rabbiner Alexander Kovtun mit ukrainischen Flüchtlingen im Sonderzug am Bahnhof Frankfurt an der Oder

Fotos: Mariema Walthehausen für DIE ZEIT; Andrea Carrubba/Anadolu Agency/abaca press/abp (2)

»Jetzt kann ich mich als Rabbiner bewähren«

Ab sofort dürfen jüdische Flüchtlinge aus der Ukraine leichter nach Deutschland einwandern. Dabei helfen ihnen die hiesigen Gemeinden – und auch der ukrainische Rabbinerstudent Alexander Kovtun

VON EVELYN FINGER, LISA NIENHAUS, WOLFGANG THIELMANN UND CHRISTIAN VOOREN

wo sie niemanden kannte. Doch ihr Ehemann, der wie die meisten Männer in der Ukraine bleiben musste, kannte Alexander Kovtun von vor dem Krieg. Das war Irynas Glück. Mit Kovtuns Hilfe fand sie eine deutsche Familie in Berlin, die sie aufnahm, nachdem sie zunächst viele Male das Quartier wechseln musste. Anfangs fragten die Töchter jeden Morgen, wann sie nach Hause zurückkehren. Jetzt fragen sie nicht mehr.

Iryna spricht sehr leise, aber ihre Stimme wird fester, wenn sie berichtet, dass sie dreimal pro Woche in dem Sonderzug für Flüchtlinge hilft, zusammen mit der ältesten Tochter Anastasia. »Ich bin stolz, wie gut sie übersetzen kann.« Und Iryna selbst? »Ich höre den Menschen zu. Sage ihnen, dass sie hier sicher sind. Frage, was sie fühlen. Und weine mit ihnen.« Ihr Ehemann hilft jetzt Vertriebenen innerhalb der Ukraine. Schlimm sei die Angst um ihn. Aber am schlimmsten, dass ihre Mutter, die als Ukrainerin in Russland lebt, die Flucht der Tochter nicht verstehe. »Das schmerzt.«

Auch die Rabbinerin Julia Gris, 45, aus Odessa kennt diesen besonderen Schmerz, der aus der Nähe zwischen Russen und Ukrainern herrührt. Seit über zwanzig Jahren lebte sie in der Ukraine, war dort der einzige weibliche Rabbiner, nun ist sie mit ihrer Tochter, 19, nach Deutschland geflohen. Doch sie, Julia, hat einen russischen Pass. »Können Sie sich vorstellen, wie ich mich fühle?« Damit beginnt das Gespräch. Es handelt von 30 Kilometern Fußmarsch bis zur Grenze und von 40 Stunden Warten bei Eiseskälte, ohne Essen und Trinken, ohne Toilette. Von dem Schlüssel, der ihr von der Wohnung in Odessa geblieben ist. Vom blockierten Bankkonto. Aber auch vom neuen Zusammenleben mit zwei Dutzend anderen jüdischen Geflüchteten in einem Haus in Oldenburg. Manche, sagt Julia Gris, brauchen nur eine »extra Umarmung von der Rabbinerin«, andere einen Gottesdienst, wieder andere das Träumen von einer besseren Zukunft. Julia Gris un-



Juden in der Ukraine

Erwa 200.000 Juden leben heute in der Ukraine. Viele Familien haben doppelte Verfolgung erlitten, durch Faschismus und Stalinismus. Unser kleines Bild zeigt die Goldene-Rosen-Synagoge von Dnipro Anfang März. Um Juden bei der Flucht vor dem Krieg zu helfen, vereinfacht Deutschland die Zuwanderung. Die ZEIT war für diesen Bericht in Frankfurt an der Oder und sprach per Telefon und Zoom mit Helfern und Geflüchteten. Spenden: Leo Baeck Foundation, IBAN DE42 1007 0000 0903 7284 04, BIC DEUTDE33XXX, Stichwort: Ukraine

terrichtet ihre Mitflüchtlinge auch. Zuletzt haben sie über Gerechtigkeit gesprochen. Mit der Gemeinde zu Hause betet sie via Zoom. Sie sagt: »Jüdische Gemeinschaft ist, sich des anderen zu erbarmen.«

Natalya Barabash, die selber keine Jüdin ist, kann das bestätigen. Zu sieb floh sie mit drei Kindern, einem Enkelkind, einer Schwester und den Eltern aus Krywyj Rih. Dort war sie Professorin für Sozial- und Politikwissenschaften. Einer ihrer ehemaligen Studenten: Alexander Kovtun. An der deutschen Grenze, als sie nicht wussten, wohin, rief Natalya ihn an – und er sorgte dafür, dass sie in der jüdischen Community Zuflucht fanden. »Es fällt schwer, hilflos und abhängig zu sein, wenn man immer für sich selber gesorgt hat.« Auch schmerzte, wie jetzt in der Heimat jüdisches Kulturerbe zerstört werde, selbst die Friedhöfe. Aber ihr größter Trost sei der menschliche Zusammenhalt in Berlin. Als Natalyas Familie jetzt weitergeschickt werden sollte in ein niedersächsisches Dorf, in eine noch menschenleere Kirche voller Feldbetten, half wieder Alexander Kovtun. Ihre Familie soll nun in Hannovers liberaler jüdischer Gemeinde Zuflucht finden.

Diese Art zu helfen ist es, die den Rabbiner Walter Homolka, Gründer des Abraham-Geiger-Kollegs in Potsdam, stolz macht. Er rechnet mit einem Zuzug von 100.000 jüdischen Ukrainern nach Deutschland. »Durch die neuen Regeln bieten wir Sicherheit und Zukunft.« Das könnte, glaubt Homolka, für das Judentum so bedeutsam werden wie die Einwanderer nach dem Mauerfall – und zugleich die 120 deutschen Gemeinden beleben, von denen viele überaltert seien. »Aber zuerst müssen wir geschwisterlich die Hand ausstrecken.« Die nach dem Zusammenbruch des Kommunismus geflüchteten Osteuropäer wüssten am besten, was man zum Ankommen brauche, egal ob Russen oder Ukrainer. In der Ukraine leben heute 200.000 Juden, in Russland 450.000. Wie viele

noch hierher kommen werden? Viele, glaubt Homolka. Am Abraham-Geiger-Kolleg in Potsdam könne eine Leitstelle entstehen, um qualifizierte Hilfe für sie anzubieten. »Und ich hoffe, dass Alexander Kovtun unser erster Flüchtlingsrabbiner wird.« Das Ziel sei, dass Deutschland den vertriebenen Juden so verlässlich hilft wie Israel.

Nach Israel ist jüngst der liberale Oberrabbiner der Ukraine geflüchtet. Alexander Dukhovny hatte noch Anfang März via YouTube aus einem Keller in Kiew um Hilfe für sein Volk gefleht. Kurz darauf entschloss er sich, über Moldawien nach Israel zu fliehen – auch er fast ohne Gepäck. Jetzt koordiniert er von Haifa aus Hilfe und Fluchtmöglichkeiten für ukrainische Juden. Dukhovny sagt, er sei der deutschen Regierung für die vereinfachte Aufnahme dankbar, zumal viele Juden, die bereits in Deutschland leben, nun Angehörige aufnehmen wollen.

»Deutschland öffnet seine Arme und gibt ein Beispiel für tätige Reue«, sagt der Rabbiner, dessen Mutter und Tante als Einzige ihrer Familie den Holocaust überlebten. Warum Gott den Krieg in Dukhovnys Heimat zulasse? »Ich folge da meiner Mutter, die sagte: Der Holocaust kam nicht von Gott, sondern von den Menschen. Gott will, dass wir unseren Mitmenschen beistehen.«

Kovtun sucht gezielt nach Helfern, die selbst gerade erst geflüchtet sind

Henry Posner hat das beherzigt. Er ist Chef einer privaten Eisenbahngesellschaft in Pittsburgh, die auch in Europa Züge bereitstellt – und er ist es gewohnt, Züge für besondere Fahrten schnell einzusetzen. Einen Skizug von Amsterdam nach Österreich hat sein Unternehmen mal organisiert. Doch bei dem Sonderzug Frankfurt-Hannover für die Flüchtlinge aus der Ukraine ging es auch für seine Railroad Development Corporation (RDC) ungewöhnlich schnell. »Am 6. März, kam die offizielle Anfrage der Bundesregierung. Vier Tage später schon sollte der Zug fahren.«

Und es ist ihm gelungen. »Ich bin sehr stolz, helfen zu können«, sagt der amerikanische Jude Posner, der zufällig in Deutschland war, als sein Zug startete. So konnte der Unternehmer bei der ersten Fahrt dabei sein. In Warnweste und Fliege lief er durch die Abteile, half auf Russisch, die Leute zu beruhigen. »Die meisten Frauen mit Kindern fragten mich, wie es weitergehe.« Posners Sorge: Wer würde solche Fragen künftig beantworten? »Meine Frau kam auf die Idee, das Abraham-Geiger-Kolleg in Potsdam zu fragen«, erzählt Posner. Sofort sagte dort der Rabbiner Homolka zu. Und sein Rabbinerstudent Kovtun, der bereits als Flüchtlingshelfer aktiv war, schritt zur Tat.

Bis zu 700 Personen, erklärt Kovtun auf dem Bahnsteig in Frankfurt an der Oder, würden in den Zug passen. Der fährt die gleiche Strecke nach Hannover jetzt jeden Tag. Morgens fährt er in den Frankfurter Bahnhof ein, wartet die Verbindungen aus Polen ab, gegen Mittag macht er sich auf den Weg. Am nächsten Tag von vorn. Mal seien es 200 Geflüchtete, mal 500. Am Dienstag dieser Woche sind es 273.

Die Stimmung am Gleis 9 ist ruhig, die Geflüchteten sind zu müde für große Gespräche. Eine junge Frau und ihre Mutter bitten um Corona-Tests, sie hätten 24 Tage in einem Bunker verbracht. Beider Ergebnisse sind negativ, die junge Frau fängt an zu weinen. Bei vielen fällt Anspannung ab, wenn sie hier ankommen und einen Platz im Schlafwagen erwischen.

Auf dem Bahnsteig stehen neben Alexander Kovtun und den Polizisten jetzt Mitarbeiter des Deutschen Roten Kreuzes. Es stapeln sich Wasserflaschen, Trinkpäckchen, Kartons voller Spielzeug, Tüten mit Proviant und Kisten mit Äpfeln. Durch die Fenster des Zuges sieht man diejenigen, die auf die Abfahrt warten, hungrig in ihre Sandwichs beißen.

Kovtun hat schon mehrere Freiwillige gefunden, die übersetzen. Er sucht gezielt nach Helfern wie Iryna aus Lwiw und ihrer Tochter, die selbst gerade erst geflohen sind. »Sie wissen am besten, was hier gebraucht wird.«

Vor einer der Zugtüren hat sich eine Menschentraube gebildet, Kovtun schaltet in den Laufschritt. Einer Familie mit vier Kindern besorgt er ein eigenes Abteil, einen älteren Herrn ermahnt er, nicht im Zug zu rauchen. »In der Ukraine ist das noch erlaubt, hier nicht«, sagt er und wedelt im Gehen den Rauch weg. In einem jungen Mann, der nach Straßburg will, bedeutet er, nach Hannover mitzufahren. Von da aus könne er weiterreisen.

Wenn der Zug am Nachmittag in Niedersachsen ankommt, werden dort wieder Freiwillige warten. Kovtun kennt sie schon. Neben der praktischen Hilfe am Gleis und im Zug hat er auch Verbindungen in verschiedene jüdische Gemeinden in Europa geknüpft. Manche haben ihm schon mitgeteilt, wie viele Plätze sie für Geflüchtete frei haben. Nein, nicht nur für jüdische.

Als der Zug sich in Frankfurt abfahrtsbereit macht, wird es hektisch. Eigentlich sollte es erst anderthalb Stunden später losgehen, aber der Zug aus Polen, auf den sie noch warten wollten, verspätet sich zu stark. Ein Mitarbeiter des DRK schiebt nun einen Einkaufswagen im Vollsprung zum Zugführer. Darin liegen Decken für die Menschen im Zug. Weil es schnell gehen muss, werfen sie die einfach erst einmal in den Gang, verteilen können sie sie später noch.

Alexander Kovtun hat selbst keine Familie in der Ukraine, er ist ein Waisenkind. Trotzdem wollte er nach dem Rabbinerstudium in Potsdam zurück in die Heimat oder auch nach Russland. Aber das wird jetzt erst einmal nichts, sagt er kurz vor Abfahrt des Zuges. Nein, nicht wegen des Krieges. Sondern: »Hier in Deutschland werde ich jetzt mehr gebraucht.«